

Rita Hegedűs

Auf der Suche nach dem *tertium comparationis*

Reminiszenzen einer Konferenz über kleine Sprachen, Ziele und Methoden ihres Unterrichts

Der Begriff »Kleine Sprachen« gilt ca. seit Wilhelm von Humboldt nicht als politically correct. Es gibt weder arme und reiche, noch schöne und unschöne Sprachen; nicht zu sprechen über die entwickelteren oder primitiveren. Das unangenehme Gefühl der Vernachlässigung innerhalb des Bologna-Systems ist wahrscheinlich bloß die Widerspiegelung des düsteren Seelenzustandes der Universitätsdozenten und -dozentinnen, die sich wegen der niedrigen Studierendenzahlen in ihrer Ehre verletzt fühlen.

Um diesen dunklen Gedanken loszuwerden, veranstaltete das Fachgebiet Ungarische Literatur und Kultur im November 2014 mit Unterstützung des Kosmos-Projekts der Humboldt Universität und des Collegium Hungaricum Berlin eine zweitägige Konferenz. Der Titel: *Kleine Sprachen, was nun?* ist die Paraphrase des Romantitels von Hans Fallada. Das Ziel der Konferenz war nicht, die kleineren Sprachen beliebt zu machen: die Vorträge konzentrierten auf den Ertrag und Nutzen, die das Studium bzw. wissenschaftliche Analyse dieser Sprachen mit sich bringt.

Der Fremdsprachenunterricht der 1990er Jahre in Europa stand im Zeichen der kommunikativen Wende. Diese bildete auch die theoretische Basis für die Ausarbeitung des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens – eines Systems, das zu sehr an den Merkmalen des Englischen und den Voraussetzungen für dessen Vermittlung orientiert ist und Eigenheiten typologisch abweichender Sprachen weniger berücksichtigt.

In der Sprachwissenschaft gelangte der funktionale Ansatz, der seit den 1960er Jahren immer mehr Raum gewann, weiter in den Vordergrund. Dieser Paradigmenwechsel führte auch zu einem

veränderten Verständnis der kommunikativen Methode. Die »post-kommunikative Epoche« seit der Jahrtausendwende rückt die Strukturen der zu vermittelnden Sprachen auf der theoretischen Basis gerade des funktionalen Ansatzes didaktisch in ein neues Licht.

Die Konferenz wurde auf zwei zentrale Themen zugespitzt:

- Auf welche Art und Weise ist ein Feedback von der Empirie zur Theorie möglich, wie kann die Sprachwissenschaft den empirischen Erfahrungsschatz gewinnbringend in ihrer Theoriebildung einsetzen?
- Inwieweit können die funktionalen Ansätze ihren Niederschlag in Lehrmaterialien finden, welche Ergebnisse der funktionalen Sprachwissenschaft können für die Praxis des Fremdsprachenunterrichts fruchtbar gemacht werden?

Mit dem frisch erschienenen Band *Small Language, What Now...?* beabsichtigen die Herausgeber, die direkte, zweidirektionale Beziehung zwischen Theorie und Praxis in den Mittelpunkt zu stellen, die Aufmerksamkeit auf die Einheit von Lehre und Forschung im Humboldtschen Sinne zu lenken.

Die Aufdeckung des Funktionierens der sogenannten »kleinen Sprachen« bietet eine unerschöpfliche Schatzkammer für die Forschung. Um eine solche Sprache kennenzulernen, muss der Beobachter die ausgetretenen Pfade verlassen, das Prokrustes-Bett der nach lateinischem Muster aufgebauten Grammatiken sprengen und nach neuen Wegen suchen.

Das Ungarische erweist sich als geeignetes Spielfeld für dieses Experiment. Die auf struktureller oder generativer Basis beruhenden Grammatiken – die letzteren sind meistens Bruchstücke, die sich auf bestimmte Gesichtspunkte konzentrieren – decken vieles über die strukturellen Eigenschaften auf, aber nichts über die *parole*. Den Lernenden bleiben die Triebkräfte, durch die die reale Welt in Sprache gefasst wird, verborgen. Der Sprachlerner lernt nur das *ergon*, aber nicht die *energeia* kennen.

Den Kern des Studienbandes bilden die Vorträge der gleichnamigen Konferenz, in denen die ausgewogene Wechselwirkung von Theorie und Praxis eindeutig verwirklicht wird. Dazu kommen noch weitere, themenspezifische Aufsätze von Experten dieses Gebietes. Weitere

Vorträge der Konferenz, in denen der methodologisch-didaktische bzw. organisatorische Charakter dominiert, sind in diesem Band der BBH, im Anschluss an meinen Bericht über die Konferenz, zu lesen.

Die Aufsätze des Bandes lassen sich drei großen Gruppen zuordnen; innerhalb der einzelnen Kapitel folgen die Studien dem Grundprinzip der ungarischen syntaktischen Perspektive: vom Großen zum Kleinen. Also beginnt jedes Kapitel mit einem umfassenden, die Grundprinzipien erörternden Aufsatz, und die folgenden Texte gehen immer tiefer in die Details.

1. Charakteristik des funktionalen Ansatzes

Mit der Beziehung zwischen formaler und funktionaler Sichtweise, mit den grundlegenden Fragen des funktionalen Ansatzes, mit den sprachspezifischen Wegen zum *tertium comparationis* beschäftigt sich das erste Kapitel.

In der einführenden Studie *Funktionale Sprachbetrachtung an den Schnittstellen zwischen kontrastiver und kognitiver Linguistik* führt Tibor Szűcs (Pécs) die Gebiete bzw. Disziplinen an, in denen der Begriff des *tertium comparationis* als grundlegend betrachtet wird. Die Überlappungen der verschiedenen Teildisziplinen weisen darauf hin, dass sich die Funktionalität als »roter Faden« durch Übersetzungswissenschaft, Kontrastivität und die kognitive Linguistik hindurchzieht, und dass das *tertium comparationis* deren Grundeinheit ist. Die theoretische Grundlegung des Aufsatzes wird durch das Beispiel der Aspektualität greifbar gemacht, und es wird auf die sprachdidaktischen Dimensionen hingewiesen.

Paolo Driussi (Udine) setzt in seiner Studie *Functionalist and cognitive approaches in teaching and describing languages: their advantages and disadvantages for less spoken languages* zuerst das Ziel, die Terminologie der (absichtlich) unklaren Bezeichnung »kleine Sprachen« zu klären. Im zweiten Teil bietet er eine Einsicht in die Entwicklung der funktionalen Linguistik seit den frühen 1970er Jahren. Mit diesem Rückblick erinnert er uns an die Schulden gegenüber den ersten Funktionalisten in der Linguistik: besonders in Ungarn, blicken die funktionalen Ansätze wegen seiner historischen Entwicklung auf eine lange Tradition zurück. Aus den Erfahrungen früherer

Lehrmaterialien entwickelte sich eine stark ausgeprägte funktionale Sicht, die schon ab der Mitte des 19. Jahrhunderts die Ideen der Prager Schule antizipierte. Im Weiteren stellt Driussi die aktuellsten theoretischen Studien und die neuen Richtungen des Funktionalismus vor und weist auf ihre Anwendbarkeit in der Unterrichtspraxis hin.

Die Studie *Function and Dependenz* von Valéria Korchmáros (Szeged) ist ein Musterbeispiel dafür, wie die Funktion der sprachlichen Zeichen ihre Verbindungsmöglichkeiten bestimmt – dass also die Syntax aus der Funktion abgeleitet und erklärt werden kann und soll. Mit ihrem Gedankengang frischt sie die Diskussion über Gegensatz oder Vereinbarkeit der Dependenzgrammatik und/oder Valenztheorie auf und kontrastiert mit dem Englischen.¹ Eine ihrer Schlussfolgerungen darüber, ob es ein methodologischer Irrweg sei, die aktuelle Gliederung des Satzes mit der grammatischen Strukturanalyse zu vermischen, führte zu Diskussionen, die voraussichtlich weiteren Forschungen zum Ausgangspunkt dienen werden. In Bezug auf die Grundproblematik wirft Korchmáros die oft diskutierte Frage über die Wortartenklassifizierung der Adverbien auf. Die Analyse der Überlappung der Kategorien *Wortart* und *Satzteil* hilft nicht nur beim Fremdsprachenlernen, sondern unterstützt auch die Muttersprachler dabei, Struktur und Funktion einander zuzuordnen.

Die Vielschichtigkeit und den interdisziplinären Charakter des funktionalen Ansatzes nutzt Nóra Csontos (INALCO, Paris) in ihrem Beitrag *The issue of interpersonality in 19th century Hungarian letter-writing guides*. Ein solcher Führer verrät viel über die damalige Deutung des Begriffs *interpersonality*, über die Höflichkeitsformeln zur Realisierung der Gesichtswahrung. Die Studie bezeugt die Brückenrolle der funktionalen Sichtweise und gibt ein Beispiel dafür, wie die Sprachhistorik, Literatur und Rhetorik in der funktionalen Diskursanalyse miteinander vereinigt werden.

¹ S. Agel 1993.

2. Kognitive Prozesse im Dienste der lernerorientierten Sprachbeschreibung

Unter dem Schirm des kognitiven Konzepts gelangen Probleme, die den Rahmen der formalen Grammatiken sprengen würden, auf ein viel breiteres Spielfeld. Die scheinbar unabhängigen formalen Kategorien der deskriptiven Linguistik, die im Sprachgebrauch trotz struktureller Annahmen oft miteinander und füreinander auftreten, bekommen ihre Aufklärung mit Hilfe der Aufdeckung der kognitiven Prozesse. Was die guten alten Sprachmeister schon seit Jahrhunderten praktiziert haben, wurde durch die kognitive Linguistik auf eine wissenschaftliche Basis gestellt.

Die Sichtbarmachung der kognitiven Prozesse bietet neue Möglichkeiten, die sich in die Unterrichtsmethoden einbauen lassen. Von der theoretischen Basis von Ronald Langacker² ausgehend modelliert Katalin Wéber (Pécs) den ungarischen Satz in ihrem Aufsatz *The Hungarian verbal clause in terms of the verbal inflections reconstructed in cognitive grammar framework*. Obwohl Korchmáros formale und Wébers konzeptuelle Satzauffassung auf den ersten Blick in einem krassen Gegensatz zueinander stehen, bietet die Wahrnehmung der unscharfen Grenzen von Lexik und Grammatik, Langackers »grounding«, mindestens einen Durchgang zwischen diesen beiden Ansätzen.

Mit den *Grundlagen der funktionalen Syntax* hat László Hadrovics³ eine neue Epoche in der modernen funktionalen Syntax eröffnet. Er lieferte eine detaillierte Beschreibung der Metaphorisierung als Leitfaden und Triebkraft und bezog sie auf das Ungarische. Obwohl diese theoretische Grundlegung schon länger vorlag, wurde sie in der ungarischen Linguistik erst einige Zeit später, nach dem Bekanntwerden der Lakoffschen⁴ Metaphertheorie, aktiv rezipiert.

In ihrer Studie *What an uplifting experience...! Integrating the cognitive semantic approach into the Hungarian as a second language teaching – whys and hows* bietet Erzsébet Tóth-Czifra (ELTE,

² Langacker 1987, 1991.

³ Hadrovics 1969.

⁴ Lakoff 1993.

Budapest) einen Überblick über die direkten Anwendungsmöglichkeiten der Metapherntheorie im Unterricht des Ungarischen als Fremdsprache.

Die Einprägung der ungarischen Nominalstämme, die für die Lerner große Schwierigkeiten mit sich bringt, scheint ein reines lern- und lehrstrategisches Problem zu sein. Obwohl das Ungarische als typisch agglutinierende Sprache etikettiert ist, blieb es von den diachronischen – phonetisch/phonologischen – Prozessen nicht unberührt und konnte seine typologische Charakteristik nicht unversehrt bewahren. Die neu entstandene, in Richtung Flexion verschobene Struktur kann mit Methoden, die auf grammatischen Regeln basieren, nicht gelernt werden. In ihrem Aufsatz *An inquiry into the storage of inflected nouns in the case of Hungarian speakers and L2 learners* stellt Alexandra Kajdi (ELTE, Budapest) ihre Experimente vor, mit deren Hilfe neue Methoden für die Einprägung entwickelt werden können.

Ganz spontan bildete sich eine homogene Gruppe von Studien ungarischer und bulgarischer Verfasserinnen und Verfasser, die sich mit dem komplizierten Thema der performativen Sprechakte beschäftigen. Liliana Lesnitschkowa (Sofia) charakterisiert die vielschichtige Problematik in ihrem Beitrag besonders zutreffend:

Die Aufforderung stellt eine linguistische Universalie dar, deren *semantischer* Gehalt und Untertypen in den verschiedenen Sprachen auf unterschiedliche Weise zum Ausdruck gebracht werden.⁵

Außer den interlingualen Vergleichen muss in vielen Fällen auch eine intralinguale Analyse durchgeführt werden, damit die Triebkräfte des Verwischens struktureller Kategoriegrenzen geklärt werden können. Levente Borsos (Osaka) führt den Leser mit seinem Aufsatz *Mood in Hungarian Subordinate Clauses. A Cognitive Linguistics Approach* auf das Gebiet der Modalitätstypen. Das seit langem untersuchte Problem des Modusgebrauchs in den ungarischen untergeordneten

⁵ Lesnitschkowa 2016, 105.

Sätzen, die Überlappung von Konjunktiv und Imperativ, lässt sich mit der Langackerschen These der hierarchisch geordneten konzeptuellen Struktur erklären.

Rita Hegedűs (HU, Berlin) erweitert in *Der Energiebedarf des Infinitivs* die Kette von Satzstruktur–Modalität–Sprecherintention um ein Glied und legt die inter- und intralinguale Analyse auf die gleiche Basis.

3. Sprachunterricht, Sprachbeschreibung und Sprachpolitik

»Das Leben ist nie gerecht« – so ließe sich der Inhalt des dritten Kapitels kurz und etwas vereinfacht summieren. Sind die Sprecher der *less taught languages* minderwertig oder mindestens vernachlässigt, erfordert das Erlernen einer zu dieser Gruppe gehörenden Sprache außerordentliches Talent? Die Sprecher, die eine von diesen Sprachen als Muttersprache beherrschen, könnten diese Fragen aus der gegengerichteten Perspektive stellen: Sind wir, Muttersprachler der *less taught languages*, viel begabter, intelligenter, weil wir eine so komplizierte Sprache einwandfrei gebrauchen können? Sind die Sprecher der meist verbreiteten »großen« Sprachen so stur, dass sie die schönsten Sprachen einfach nicht erwerben können?

Oder: Lohnt es sich eigentlich, eine so kleine Sprache zu lernen?

Die Verfasser des dritten Kapitels beschäftigen sich mit diesen heiklen, aber vorhandenen Problemen, die sich aus der Vielfalt der Sprachen ergeben.

Johanna Laakso (Wien) stellt in *Are we small, and should we be? Reflections on the teaching of the Finno-Ugric languages from the point of view of minority research* folgende Gedanken in den Mittelpunkt: Was heißt *multilingualism*? Ist der Begriff *eine Sprache* heutzutage noch Wahrheit, oder wie soll man die Überlappungen eines multilingualen Sprechers bewerten? Was heißt heutzutage »grammatisches Bewusstsein«, was können die Lerner mit den formalen Kenntnissen anfangen? Warum setzt sich der Unterricht der Herkunftssprache immer zwischen zwei Stühle?

Die Verbreitung des Englischen als lingua franca bedeutet sowohl eine Herausforderung als auch ein vielseitiges Thema für die Linguisten der kleineren Sprachen. Die Einwirkung des Englischen auf die kleineren Sprachen ist unausweichlich, genauso wie die daraus entstehenden Veränderungen. Die genaue Beobachtung, die eingehende Analyse verrät vieles über die Anpassungsfähigkeit der Sprachengruppe. Ina Visohradska (Sofia) untersucht in ihrem Beitrag *When a »big« language meets »small« languages: a case study of English influence on Hungarian and Bulgarian* die Sprache ungarischer und bulgarischer Muttersprachler, die im englischsprachigen Umfeld leben, und vergleicht ihren Output, wobei ihr Schwerpunkt auf der Morphologie liegt.

Die Abhandlung von István Kozmács und Ildiko Vančo von der Universität Nitra ist ein lebendiges Beispiel für die Probleme, die auch in Laakso's Aufsatz thematisiert werden. Die Studierenden der ungarischen Sprache werden vor enormen Schwierigkeiten gestellt. Die slowakische Mehrheitssprache ist absolut formal, erstarrt beschrieben, ihre Variabilität wird außer Acht gelassen. Demzufolge lässt sie sich nur schwer mit der lebendigen Muttersprache vergleichen. Das Ergebnis: Das Lernen über die Sprache führt nicht zum Verstehen der strukturierten Funktionen. Ihr Aufsatz *A functionally based approach to teaching Hungarian and Slovak in schools with Hungarian as a language of instruction in Slovakia* zeigt einen neuen Weg, in dem die Nitraer Sprachlehrer den Unterricht sowohl des Slowakischen als auch des Ungarischen auf eine gemeinsame funktionale Plattform setzt, die Zielsprache und die Ausgangssprache aus der gleichen Perspektive betrachtet.

Zuletzt stellt der Band zwei Ergebnisse der praktischen Arbeit auf funktionalem Feld vor: Die Unterrichtspraxis – besonders bei den sogenannten kleinen Sprachen – basiert noch immer auf der Grammatik. Im Vergleich zu den indoeuropäischen Sprachen scheinen die Unterschiede so kompliziert zu sein, dass ihre Überwindung nur durch einen strukturellen Vergleich erfolgen kann. Obwohl die kommunikative Methode schon in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts die »chunks« – also lexikalischen Elemente in fester Form – anwendet, konnte sie als umfassende Methodologie bei diesen problematischen Sprachen nur sporadisch aufgefunden werden. Das Dilemma, ob ein Lehrmaterial nach der Häufigkeit der sprachlichen Elemente

oder nach einem hypothetischen, graduellen Schwierigkeitsprinzip aufgebaut wird, ist wohl bekannt. Szilvia Szita (Den Haag), die Co-Verfasserin zahlreicher Unterrichtsmaterialien der deutschen und ungarischen Sprache, erläutert in ihrem Aufsatz *Invent content, not language. Meaningful interaction and natural language use in the classroom* ihre Methode an zahlreichen Beispielen aus dem neuesten Lehrbuch für Ungarisch als Fremdsprache.

Hörtexte, Hörmaterialien sind seit langem unentbehrliche Bestandteile von Lernpaketen und Sprachbücher. Jeder Anfänger hat schon einmal erlebt, wie es sich mit Kenntnissen aus diesen Materialien im wahren Leben verhält: Der Anfänger ist fähig, sich mit ziemlich guter Aussprache auszudrücken und Fragen zu stellen; aber falls die Antwort von den Mustern der Hörmaterialien abweicht, ist die Kommunikation zu Ende. Tamás Görbe (HU, Berlin) setzt sich in *Beiträge zu einer funktionalen Hörgrammatik des Ungarischen* zum Ziel, Möglichkeiten aufzuzeigen, inwieweit sich Ansätze der rezeptiven Grammatik des Ungarischen sowie deren Verbindung mit Elementen der funktionalen Grammatik gewinnbringend in der Fachdidaktik des Ungarischen als Fremdsprache umsetzen lassen. Anhand von zahlreichen Beispielen wird gezeigt, dass eine mögliche Hörgrammatik in vielfältiger Weise mit funktionalen Aspekten verbunden ist, angefangen von der Bewusstmachung der kommunikativ-situativen Funktionen der wahrgenommenen grammatischen Information bis hin zum theoretischen Rahmen, in dem ein rezeptiv ausgerichteter Grammatikunterricht stattfinden und auf dessen Basis eine entsprechend strukturierte Übungsmethodik entwickelt werden kann.

Die Herausgeber hoffen, mit diesem Band die Aufmerksamkeit der Experten für die weniger unterrichteten Sprachen zu wecken. Mit dem funktionalen Ansatz, mit der Suche nach dem *tertium comparationis* wurde auf die fruchtbare Wechselwirkung zwischen Theorie und Praxis hingewiesen.

Literatur

- Ágel, Vilmos: Ist die Dependenzgrammatik wirklich am Ende? Valenzrealisierungsebenen, Kongruenz, Subjekt und die Grenzen des syntaktischen Valenzmodells. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 21 (1993), 20–70.
- Görbe, Tamás/Hegedűs, Rita (Hg.): *Small Language, What Now? The Theory and Practice of Functional Linguistics in Teaching "Minor" Languages*. München 2016.
- Lakoff, George. The contemporary theory of metaphor. In: Andrew Ortony (Hg.): *Metaphor and thought*. Cambridge 1993, 202–251.
- Langacker, Ronald W.: *Foundations of Cognitive Grammar I*. Stanford 1987.
- Langacker, Ronald W.: *Foundations of Cognitive Grammar II*. Stanford 1991.
- Lesnitschkowa, Liljana: Funktional-semantische Parallelen zwischen dem Ungarischen und dem Bulgarischen zum Ausdruck der Anforderung. In: Görbe/Hegedűs 2016, 167–176.